

Eine beherzigenswerte Mahnung.

In den letzten Jahren haben sich die Behörden mehrfach veranlaßt gesehen, die kleinen selbständigen Gewerbetreibenden daran zu erinnern, daß ihnen das gesetzliche Recht zusteht, sich auf dem Wege der Freiwilligkeit die Wohltaten und Vorteile der staatlichen Invaliden-Versicherung nutzbar zu machen. Man kann diese Mahnung der Behörden nur aus dankbarster Begreiflichkeit. In der Tat wäre es höchst erwünscht, wenn die kleinen Gewerbetreibenden und Betriebsunternehmer, deren ganzer Lebensunterhalt im wesentlichen auf ihrer eigenen Arbeitskraft beruht, von der ihnen nach § 14 des Invalidenversicherungsgesetzes zustehenden Befugnis zur freiwilligen Versicherung einen ausgedehnteren Gebrauch als bisher machen wollten.

Nach dem Invalidenversicherungsgesetz sind alle selbständig erwerbstätigen Personen, die regelmäßig keinen oder einen oder höchstens zwei Lohnarbeiter beschäftigen, zum Eintritt in die Selbstversicherung befugt, sofern sie das 40. Lebensjahr noch nicht vollendet haben. Es gehören also z. B. hieher Landwirte, Pächter, Gärtnereibesitzer, kleine Kaufleute, Hausierer, Gast- und Schankwirte, selbständige Handwerker, selbständige Schneiderinnen, Strickerinnen, selbständige Dienstmänner, Lohnbediener, Hebammen, Krankenpflegerinnen, Inhaber von Privatschulen usw. Allen diesen beschränkt leistungsfähigen Kreisen des Mittelstandes kann nicht dringend genug empfohlen werden, sich die großen Vorteile, welche ihnen die Invaliden-Versicherung bietet, anzueignen, indem sie sich rechtzeitig, d. i. noch vor Vollendung ihres 40. Lebensjahres, eine Quittungsmarke ausstellen lassen, damit sie in den höheren Lebensjahren in den Genuss einer sichern Rente treten können.

Innbesondere ist dies auch denjenigen Personen anzuraten, für welche auf Grund früherer versicherungspflichtiger Beschäftigung (als Lehrlinge, Gesellen, Gehilfen, Arbeiter, Dienstmädchen usw.) bereits Beiträge entrichtet worden sind. Sie sind, wenn sie später selbständig werden, befugt, die früher begonnene Versicherung fortzusetzen und jederzeit, selbst wenn inzwischen Jahre verlossen sein sollten, zu erneuern. Diese Weiterversicherung unterliegt keiner Beschränkung des Lebensalters. Die Wahl der Lohnklasse steht frei. Im Falle der Fortsetzung einer Versicherung können alle Anrechte durch Verwendung von jährlich 10 Markten zu je 14 J., d. i. durch eine jährliche Ausgabe von 1,40 M erhalten werden. Im Falle der Erneuerung einer früheren Versicherung leben alle vorher erworbenen Anrechte wieder auf, sobald 200 Wochenbeiträge entrichtet sind.

Vielfach ist in den beteiligten Kreisen die Ansicht verbreitet, daß es zwecklos sei, sich zu versichern, weil man das 70. Lebensjahr nicht erreichen werde und deshalb keinen Vorteil aus der Versicherung ziehen könne. Die Auffassung ist durchaus irrig; denn die Leistungen der Versicherungs-Anstalten, auf welche die Anwartschaft durch die Versicherung gewonnen wird, sind außer der Gewährung von Altersrente: 1. die Invalidenrente ohne Rücksicht auf das Lebensalter, wenn die Erwerbsfähigkeit des Versicherten dauernd auf weniger als ein Drittel herabgesetzt, und wenn der Versicherte während 26 Wochen ununterbrochen erwerbsunfähig gewesen ist, für die fernere Dauer der Erwerbsunfähigkeit; 2. die Rückerstattung von Beiträgen in zahlreichen Fällen; 3. die Heilfürsorge in Erkrankungsfällen; 4. die Invalidenhauptpflege an Stelle gewährter Renten.

Nach alledem kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die freiwillige Versicherung, welche das Invalidenversicherungsgesetz den minder wohlhabenden Kreisen des Mittelstandes eröffnet, große Vorteile darbietet. Es muß daher aufs wärmste empfohlen werden, von diesem Mittel zur Sicherstellung der Lebenslage recht ausgiebigen Gebrauch zu machen.

Darmisches.

Eine grammophonische Wiedergabe der Stimme des Kaisers ist für das Nationalmuseum in Washington erworben worden. Der Kaiser soll die „Sitzung“ nur unter der Bedingung gewährt haben, daß von der Platte zu seinen Lebzeiten kein Gebrauch gemacht werde.

Sennheim i. El., 13. März. Ein auffallend trauriges Ergebnis hat in diesem Jahr die Musterung gehabt. Von den 300 Gestellungspflichtigen aus dem ganzen Kanton entfielen auf Sennheim 96, und von diesen wurden nur 9 für tauglich befunden.

Der 18-jährigen taubstummen Schneiderin Lina Kettler in Frankfurt a. M. wurde eine große Ueberraschung zu Teil. Sie erhielt ganz unerwartet vom Kaiser eine prächtige Naumann-Nähmaschine zum Geschenk, die dem Mädchen große Freude bereite.

Gutenburg, (A. Bönndorf), 11. März. Sägmühlensbesitzer Hilbert schickte seine beiden Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, im Alter von 8 und 10 Jahren aus, um in der Mühle Sägspläne zu holen. Dabei kamen, wie die „Rf. Ztg.“ meldet, die Kinder dem Transmissionsriemen zu nahe und wurden von demselben gefaßt. Das Mädchen war sofort tot, während der Knabe mit Verlust eines Armes davon kam.

Schönwald, 11. März. In Abwesenheit des Vaters fand der 11-jährige Sohn des Schneidemeisters Grieghaber die unter der Bettstatt verborgene Flinte, die leider geladen war, und machte sich damit zu schaffen. Der Schuß ging los und traf das fast 6 Jahre alte Schwesterchen in die Brust, so daß es alsbald starb. Abends von Donaueschingen zurückgekehrt, wo seine Frau totfrank darniederliegt, fand der Vater sein Kind als Leiche.

Schutterwald, 15. März. An diesem Samstag vollendet die Witwe Rosina Broß ihren 100. Geburtstag. Bis vor kurzem war sie im Haushalt ihres Schwiegerjohns tätig, im Sommer meist barfuß gehend. Jetzt ist sie körperlich allerdings hinfällig.

Ein ergreifendes Bild von Mutterliebe bot, wie aus Wehrheim i. T. berichtet wird, bei dem jüngsten Brande dort ein Hündchen, das bei seinen Jungen in dem brennenden Stalle war. Einigemal kam es mit verzengten Haaren zu der Löschmannschaft, heulte und lehrte sofort wieder zurück zu seinen Jungen. Rettung war nicht möglich. Als die Flammen an das Lager kamen, schrie es noch einmal auf, legte sich auf die Jungen und starb mit ihnen.

Ein Flugjahr der Maitäfer soll das Jahr 1906 sein. Wie Landwirte behaupten, sollen die Engerlinge des Maitäfers überall in starken Mengen auftreten.

In einer alten Tübinger Chronik ist folgendes zu lesen: „Anno 1574, als die Bayern in der Festung gelegen, wurde von den Franzosen der Wall unterminiert und gesprengt, wobei über 18 Personen bayerischer Besatzung umkamen. Als die Mine angezündet, ist unter anderen auch ein Soldatenweib in die Luft gejagt worden, eine Aderlänge weit ohne Schaden zu Boden gefallen, wieder aufgestanden und unverehrt davon gegangen. Hat aber arg geschimpft und ist arg schlimmer Laune gewest.“

Die New-Yorker Hotels sehen sich genötigt, energische Vorkehrungen gegen die feinen Gäste zu treffen, die ihnen für einen angenehmen verlebten Abend nicht besser zu danken wissen, als indem sie silbernes Tischgerät und andere Dinge als „Erinnerung“ einstecken und triumphierend abziehen. Das große Waldorf Astoria-Hotel schätzt die Verluste, die es alljährlich auf diese Weise erleidet, auf etwa 100 000 M. Besonders haben die Hotels jetzt Vertreter angestellt, die die Geschäfte zu beobachten haben, in denen silberne Gegenstände auf galvanischem Wege vergoldet werden. Das erste Opfer dieses Systems war eine sehr elegante Dame, die einen silbernen Dessertlöffel aus einem Hotel zum Vergolden brachte.

geschloffen. Wie aber sollte das enden? Diese Frage drängte sich ihnen immer wieder auf, und sie hatten bis heute noch keine befriedigende Antwort darauf gefunden.

So sahen sie wieder in Zukunftssträumen versenkt in einer dichtblättrigen Ephenlaube. Sie sprachen von dem, was sein könnte und werden könnte, wenn eben alles anders gekommen wäre. Sie empfanden nicht die Kühle der Nacht. In dem Rauschen und Rascheln des Laubes mischte sich ab und zu ein ersterbender Akkord, der vom Ballsaal herüberdrönte. So vernahmen sie nicht den auf weicher Grasnarbe daherschleichenden Tritt des Verräters. Zeit und Raum waren ihnen verschwunden. Sie lebten nur sich selber, unbekümmert um die Außenwelt, mit der sie beide zerfallen waren.

Rüdiger kannte den Platz. Mit Indianerschlaue näherte er sich dem Ort auf bloßen Füßen. Als er nun sein Gesicht der Blattwand näherte und zum ersten Male die beiden in so enger Umarmung sah, verzerrte Wut sein unschönes Antlitz. Seine Hand zuckte unwillkürlich nach dem Taschmesser. Wie ein lauerndes, sprungbereites Raubtier stand er da; es war ihm, als müßte er die dünne, im Winde zitternde Blattwand auseinander reißen und mit einem einzigen Schläge seinen Nebenbuhler tot zu Boden strecken. Er war aber ebenso schlau wie grausam, so feige wie brutal. Er hätte den Gegner töten mögen und töten können, aber das hätte ihm Olgas Herz und Arme für immer verschlossen. Und sein sollte sie werden, sein um jeden Preis!

Entlarvt.

Kriminal-Erzählung von Gust. Köffel.

2) (Nachdruck verboten.)

Das war nun gerade genug, um Baumann zu ärgern, und seine Miene verriet das auch. Zum Glück war der Olga bestimmte Zukunftsige nicht aus dem Ort und heute am Erscheinen hier verhindert. Das hatte sie sich zu Nutzen gemacht, um ihren bevorzugten Bewerber anzukennzeichnen, denn wenn Baumann erst seine Eskorte in der Hand hatte, war von seiner Seite eine Störung nicht zu besorgen. Sein heutiges Pech bei den vier Wenzeln hatte ihn sich nun plötzlich seiner Richte erinnern lassen, und er hätte nicht ungelegener auf der Bildfläche erscheinen können. Rüdiger hatte recht gemerkt. Beiden Liebenden war das Herz zu rot, um sich an dem Zusammensein vor all den Menschen und im hellen Saal grüßigen zu lassen. Was waren Blide und beim Tanzen geklaffte Worte! Sie brauchten die Einsamkeit, um sich garz anzusprechen. Und dazu war der nur matt erleuchtete Schattengarten mit seinen tief schattigen Baumalleen und verschwiegenen Lauben wie geschaffen.

Baumann war zu sehr ein Gegenstand der Beobachtung, um nun gleich mit Rüdiger zusammen hinauszugehen zu können. Er erteilte demselben den Auftrag, unerschuldig den Saal zu verlassen und einmal nachzugehen. Er sollte dann kommen und ihm heimlich berichten. Mit einem gräßigen Kopfnicken

verabschiedete er seinen Erstgefallen und wandte sich dann mit wieder erheiteter Miene zu den anderen Ballgästen.

Eng aneinander geschmiegt, schritten Olga und Reinhardt die lauschige Allee hinunter, in deren Blättern der Nachtwind flüsterete.

Es war eine sternhelle Nacht. Die beiden Liebenden sprachen, wie immer, wenn sie allein waren, von den sie umgebenden drückenden Verhältnissen. Reinhardts Vater hatte in der Residenz auf großem Fuße geliebt; er genoß das größte Ansehen und fast unbeschränkten Kredit. Oskar hatte er in seine wahre Geschäftslage niemals eingeweiht. Sein plötzlicher Tod, er erlag einem Schlaganfall, hatte den Ruin offenbar gemacht. Oskar blieb nicht. Seine Mutter war schon früher gestorben. Nun stand er ganz allein in der Welt da. Er hatte der Residenz den Rücken gewandt, um in der Fremde wieder als Geselle zu arbeiten. In Buchenau hatte er Stellung gefunden und noch mehr eine alte Jugendliebe, Olga Mertens, die Nichte des Meisters Baumann. Wir kennen den Grund, weshalb dieser, der hauptsächlich Fleisch nach der nur zwei Stunden entfernten Residenz lieferte, dem jungen Reinhardt nicht wohl gesinnt war. Auch das eigentümliche Verhältnis Olgas zu ihrem Onkel ist uns bekannt. Den jungen Leuten hatte das Schicksal hart mitgespielt. Beide waren frühzeitig verwaisst und dadurch in eine Abhängigkeit geraten, welche sie bitter empfanden. Sie fühlten sich beide als Stiefkinder des Glücks, und das hatte ihre Herzen nur noch enger aneinander

(Nach der Hochzeit) Die Jugend wirft ihr Leben oft mit einer Leichtfertigkeit weg, die tiefbetäubend ist. Sehr traurig ist ein Vorgang, der sich in der Schulstraße in Berlin abspielte. Der Fuhrherr Otto besitz zwei Töchter; die älteste feierte dieser Tage ihre Hochzeit, der auch die jüngere Schwester beizuhören sollte. Diese hatte nun gar keinen Grund zur Eifersucht und zur Traurigkeit, denn auch sie war von einem jungen Mann geliebt, der im nächsten Jahre mit ihr Hochzeit feiern sollte. Der Bräutigam war nun krankheitsshalber verhindert, als Hochzeitsgast bei der Feier zu erscheinen. Das Mädchen fühlte sich einsam und ging nicht zur Hochzeitsfeier mit, legte sich ins Bett und trank Lysol. Als die Eltern vom Fest zurückkehrten, fanden sie ihr zweites Kind entseelt vor.

Eine Schffel-Anekdote ist anlässlich der Feier des 80. Geburtstages des Dichters in Karlsruhe einer weiteren Öffentlichkeit durch die „Bad. Landeszeitung“ bekannt geworden. Zum ersten Male hat sie Hofrat Dr. Wurm im Jahrbuch des Schffel-Bundes (1898) publiziert, aber sie hat, im Hinblick auf den Prozeß Sartorius, eine gewisse aktuelle Bedeutung. Auf Jureden eines Brunnenmachers ließ sich Schffel von ihm auf seiner geliebten Mettnau am Bodensee einen Brunnen graben, welcher gutes Trinkwasser liefern sollte. Leider erwies sich das gewonnene Wasser als unbrauchbar, und der Dichter verweigerte deshalb die Zahlung, worauf der Brunnenmacher klagte. Schffel, der selbst Inspektor war, nahm zum Termine eine Flasche des betreffenden Wassers mit und sagte auf die zu einem gütlichen Vergleich auffordernde Ansprache des Richters mit klassischer Ruhe: „Sawohl, ich bin zu einem Vergleiche bereit; wenn der Hr. Brunnenmacher diese Flasche Wasser austrinkt, so bezahle ich seine Forderung.“ Der Hr. Brunnenmacher wagte jedoch diese Probe nicht, und infolge seiner Weigerung ward seine Klage abgewiesen. Ein ähnliches Gottesurteil wäre auch im Prozeß Sartorius mit dem Mühbacher Wasser am Plage gewesen.

(Der Wiener Hofburgbau ist verpöcht), so weiß das „Wiener Austr. Extrabl.“ zu berichten. Kaiser Franz Josef hat die Fürsorge für die Fortsetzung und die Vollendung des Neubaus der kaiserlichen Hofburg, woran seit zwei Jahrzehnten gearbeitet wird, dem Erzherzog Franz Ferdinand übertragen und aus diesem Anlasse die Auflösung des Baulomites angeordnet. Die Auflösung des Komites erfolgte, weil es sich herausgestellt haben soll, daß der neue Hofburgbau gänzlich verfehlt sei. Die neue Burg soll in der jetzigen Form vollkommen unbewohnbar sein, und Kaiser Franz Josef soll erklärt haben, er werde in diesem Hause überhaupt nicht wohnen. Der Bau war nach den Plänen Hasenauers angelegt. Der Uebelstand beruhte darin, daß es zu hoch aus dem Boden herausgebaut wurde. Vom Straßengrund hat der erste Stock eine Höhe von 14 Meter. Das bedeutet, daß man, um in den ersten Stock zu gelangen, eine Höhe steigen muß, die in einem gewöhnlichen Hause dreieinhalb Stockwerke beträgt. Hasenauers Pläne wurden schon wiederholt einer Umarbeitung unterzogen, aber auch

die Berufung von hervorragenden Fachleuten konnte nichts mehr helfen.

(Die Japaner wollen wachsen.) Den Söhnen des Reiches der aufgehenden Sonne behagt es augenscheinlich nicht mehr, daß man von ihnen als den kleinen Leuten spricht, und sie wollen wachsen! Das ist nicht etwa der vereinzelte Wunsch eines mit seiner Körpergröße Unzufriedenen, sondern die Idee eines hochstehenden Japaners, des Baron Takahira, die er feierlich in einer Vorlesung in der Universität von Pennsylvania vortrug und als das Ziel einer großen Bewegung im Lande hinstellte, der selbst der Mitado sehr sympathisch gegenüberstehe. Die japanische Rasse soll die Größe der kaukasischen erlangen, und zwar soll dies durch eine Veränderung der Lebensweise erreicht werden. Man habe, so führte er aus, in Japan bereits mit Leuten von der Marine Versuche angestellt und ihnen dieselben Rationen gegeben, wie sie die Matrosen der amerikanischen Marine erhalten; nach einem Jahre bereits schienen die Leute erheblich zugenommen zu haben und größer geworden zu sein. Durch allgemeine Anwendung dieser Erfahrung hoffe man daher, die Durchschnittsgröße der Japaner erheblich zu verbessern.

(Königin Elena und die Strümpfe.) Von der italienischen Königin Elena wird, wie die Bohemia schreibt, folgende Geschichte in italienischen Blättern erzählt: Vor kurzer Zeit traf die Königin ein hübsches, aber ärmlich gekleidetes Mädchen und sprach mit ihm. Als die Königin fragte, welche Handarbeiten es schon machen könne, sagte die Kleine, daß sie Strümpfe stricken könne. „Weißt Du, wer ich bin?“ fragte die Königin weiter. „Gewiß,“ war die Antwort, „Ihr seid die Königin, Signora!“ „Dann stricke mir ein Paar Strümpfe und bringe mir sie in den Palaß!“ Bald darauf erhielt die Königin die bestellten Strümpfe und als Dank ließ sie der kleinen Strickerin ein Paar prachtvolle seidene Strümpfe bringen, von denen der eine mit Silberseiden gefüllt war, während sich in dem anderen Geld befand. Am anderen Tage war die Königin nicht wenig erstaunt, als sie von ihrer kleinen Freundin einen Brief folgenden Inhalts erhielt: „Signora, Ihr Geschenk hat mir manche Tränen verursacht. Mein Vater nahm das Geld, mein großer Bruder die Silberseiden, und die Strümpfe meine Mutter!“

(Ein Hausmittel gegen den Schnupfen.) Je einfacher ein Mittel gegen eine weitverbreitete Krankheit zu handhaben ist, desto mehr Aussicht hat es, auch angewendet zu werden und, wenn es gut ist, dementsprechend auch zu nützen. Beim Schnupfen werden daher Einblasungen, Einatmung verschiedener Mittel, die öfters empfohlen werden, niemals Volksmittel werden können, weil sie viel zu unhandlich in ihrer Anwendung sind, und sinnreich konstruierte Apparate erst recht nicht, weil sie zu teuer sind. Ein einfaches und bewährtes Hausmittel gegen Schnupfen ist dagegen die abendliche Einfettung der Nase beim Schlafengehen mit Unschlitt, Hammelstalg, Lanolin oder sonst einem tierischen Fett. Das Einschmieren muß äußerlich und, soweit möglich, auch im Innern der Nase geschehen. Ueber das Gesicht wird alsdann ein leichtes Seidenouillard-

tuch ausgebreitet. Wirksam ist das Mittel nur dann, wenn es sofort beim Beginn des Schnupfens angewandt wird. Dr. Lederer, Arzt in Kroatien, berichtet nach persönlichen Erfahrungen, daß, wenn ein Schnupfen mit leichtem Ausfluß untertags beginnt und man abends beim Zubettegehen die Nase mit Lanolin innen und außen bestreicht und mit der Nase unter dem Leintuch die Nacht verschläft, des Morgens der Schnupfen vorüber sei.

[Verschnappt] ... „Michel, Michel, bei Dir brennt's!“ — ... „Geh, schrei net so, es darr's ja niemand wissen!“

[Aus einem Aufsatzheft.] (Thema: Ueber den Nutzen des Wassers.) Das Wasser ist auch deshalb sehr nützlich, weil man sonst nicht zu den Inseln kommen könnte.

[Immer im Beruf.] Tochter: „Papa, was bekomme ich denn zu meinem Geburtstag?“ — Vater (Vandrichter, zerkü): „20 M. oder 5 Tage Haft.“

[Verratenes Geschäftsgeheimnis.] Fremder: „Donnerwetter, was haben Sie für kleine Teller!“ — Kellner: „Damit die Portionen größer aussehn!“

Literarisches.

Dem Stuttgarter Archivar Dr. Rudolf Krauß verdankt das deutsche Volk das gründliche Bekanntwerden mit den Werken eines bedeutenden nationalen Dichters, des Schwaben Eduard Mörike, geboren am 18. September 1804 zu Ludwigsburg, gestorben am 4. Juni 1875 zu Stuttgart. Er war es, der Mörikes sämtliche Werke (Moz Hesses Verlag, Leipzig) zuerst herausgab; eine Ausgabe, die durch eine eingehende ausführliche Lebensbeschreibung des Dichters von Seiten des Herausgebers ganz besonderen literarischen und allgemeinen Wert erhielt. Neuerdings hat Rudolf Krauß in demselben Verlage einzelne Novellen und Märchen mit Einleitungen herausgegeben, die in dem Sammelwerk „Moz Hesses Volksbücher“ die Nummern 296 bis 300 erhalten haben. Jedes der Hefte ist mit einem Bildnis Mörikes geschmückt. Da ist das sehr umfangreiche Märchen „Das Stuttgarter Hupelmannlein“, das nach fast 19jährigem Nachdenken 1851 „detailliert und vollendet“ wurde. Hupeln sind Birnen; mit andern getrockneten Obst wird aus ihnen im Lieber Schwabenlande von alters her das Hupelbrot hergestellt, das heute noch von Schwaben und Nichtschwaben der Erde gern verzehret wird. Das Hupelmannlein ist nun ein Kobold, der allerhand Gutes stifet und vor allem das Hupelbrot erfunden hat, wie folgender zarte lyrische Erguß erweist:

Ein Kobold gut bin ich bekannt
In dieser Stadt und weit im Land;
Reines Handwerk's ein Schuster war
Gewiß vor sechshundert Jahr.
Das Hupelbrot ich hab erdacht,
Nach viel seltsame Streich gemacht.
Das Märchen ist durchaus vollständig geschrieben, und zwar so sehr, daß schon Mörike selbst einen Anhang mit Erläuterungen für Worte beifügen mußte, die eben nur unsere lieben Schwaben kennen; als da sind: a graunke Stiefelzorn für gewaltigen Horn; glasam für lauwarm und sanft; sernd für voriges Jahr; der „rote Rod“ spielt eine gewisse Rolle in der schwäbischen Gedankenliste, wie das ein uralter Kinderreim beweist:

Hotta, Hotta, Köhle,
Stuttgart steht a Schöble,
Stuttgart steht a Gartohaus,
Gudat drei schöne Jungfra raut:
Die ein' spinnt Seide,
Die ander' spinnt Weide,
Die dritt' spinnt a roia Rod
Für unsern laba Herragott.
Schließlich bringt diese Sammlung die reizende Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag“.

Zu allem Unglück brachte nun auch Reinhardt das Gespräch auf ihn, indem er erwähnte, wie er vorhin ihm zugekrumlen hatte, woran er nicht eben schmeichelhafte Bemerkungen knüpfte.

„Ich traue ihm nicht,“ sagte er zum Schluß, „und gerade seine Freundschaft, mit der er sich an mich und Dich herandrängt, ist mir verdächtig. Ich habe immer das Gefühl, als wenn wir uns eines Tages noch etwas Böses von ihm zu versehen hätten.“

„Wah, was kann denn der!“ sprach hierauf Olga mit einer Geringschätzung, welche dem Lauscher das Blut in die Wangen trieb.

„Laß gut sein!“ warnte Reinhardt. „Wie es mir scheint, beforzt er in Bezug auf uns die Geschäfte Deines Oheims und nebenbei noch seine eigenen. Ich habe ihn vorhin beobachtet, wie sein Blick Dir heimlich durch die Reihen der Tanzenden folgte, und es war das in seinem Auge, was für Dich beleidigend und für mich im höchsten Grade beunruhigend war. Hüte Dich vor ihm!“

„Mich vor ihm hüten? Ich verachte ihn! Der könnte bis zu den Lippen im Gold stecken, und ich würde mich doch voll Abscheu von ihm wenden.“

Der Mann hinter der Laubwand ballte die Faust. Seine Augen blühten. Jeder Blutstropfen war aus seinem Antlitz gewichen. Ihm zu Füßen sollte sie liegen und um Gnade flehen. Er durfte sie nicht befügen, ein anderer sollte es nicht, und wenn er sie gleich alle beide vernichten müßte!

„Ach, Oskar,“ begann das junge Mädchen wieder, als wenn sie den eben berührten Gegenstand schon

ganz vergessen hätte, „sag' mir nur, was nun werden soll? Mein Onkel wird mit seinen Heiratsplänen immer dringender. Ich soll durchaus den reichen Viehhändler Münchmeyer heiraten, den kleinen und häßlichen Menschen. Ich weiß gar nicht, warum der Onkel gerade den für mich aus gesucht hat.“

„Also einem anderen würdest Du weniger abgeneigt sein?“ fragte Reinhardt lachend.

„Ach geh,“ sagte sie; „wie magst Du nur so reden! Dich oder keinen sonst! So steht's in meinem Herzen geschrieben. Aber warum partout den?“

„Vielleicht ist Dein Onkel ihm viel Geld schuldig oder er braucht Münchmeyers Unterstützung, um seinen Zusammenbruch aufzuhalten?“

„Mein Onkel?“ rief Olga in ungläubigem Staunen. „Der mit seinem Riesengeschäft?“

„Ach was, Riesengeschäft!“ entgegnete Reinhardt geringschätzig. „Halte Dir mein Beispiel vor Augen. Nie hätte ich geglaubt, daß es so um meinen Vater stände, und bildete mir ein, alles zu wissen.“

„Rein, nein,“ protestierte Olga lebhaft. „mein Onkel Baumann ist ein schwer reicher Mann. Bei dem geht alles nur per Kasse. Ich habe gestern, rein durch Zufall, in seinem Geldschrank eine Brief-tasche gesehen, die war ganz mit Tausendmarkscheinen angefüllt. Er nahm eben einen davon heraus, um einige Stück Vieh zu bezahlen, die er gekauft hatte. Er tat das mit einer Miene, als wenn das so gar nichts wäre.“

„Ja, ja, das Geld,“ sagte Reinhardt sinnend. „Mit einer solchen Brieftasche voll Tausendmark-

scheinen könnten wir jetzt gleich beide zusammen nach Amerika gehen, während ich nun werde allein auswandern müssen — bettelarm! Er sagte das mit großer Bitterkeit und Traurigkeit.

„Du — auswandern? Nein!“ rief seine Braut erschreckt.

„Ja, Olga,“ entgegnete er fest, „ich bin dazu entschlossen. Das ist es ja, was mir heute wie Bergeslast auf der Seele lag; was mich Dich bitten ließ, auf die Gefahr der Entdeckung hin herauszukommen. Hier kann es niemals anders werden. Ich muß fort. Die Verhältnisse in unserem Gewerbe sind wohl überall gleich schwierig. Es ist schwer, ohne Mittel selbstständig zu werden. Mein Vater war zu bekannt. Sein Bankrott hat überall Aufsehen gemacht. Konnte er ein großes, flottgehendes Geschäft nicht halten, wie kann man zu dem Sohne das Vertrauen haben, daß er ein solches neu gründen und behaupten kann. Niemand glaubt mir ja, wenn ich sage, daß ich auf die Entschlüsse meines Vaters ohne jeden Einfluß gewesen bin, daß er mir nie einen klaren Einblick in sein Geschäft gewährt hat. Die meisten denken vielmehr, ich sei Schuld an seinem Ruin, ich hätte ihn zu dem Leben auf großem Fuße, das er führte, veranlaßt; meine noblen Passionen hätten ihn um Ehre und Vermögen gebracht. So muß ich Gott danken, wenn ich noch wo ein Unterkommen und Arbeit gefunden, und ich glaube, mein Meister Timpe gewährt mir beides auch nur, um Deinen Onkel, auf dessen Erfolge er schon lange neidisch ist, zu ärgern.“

(Fortsetzung folgt.)